

ALEXANDER KOSTINSKIJ

*Ein Brief aus
dem Paradies*

Geschichten aus dem Shtetl

Aus dem Russischen übersetzt von
Ganna-Maria Braungardt

PATMOS VERLAG

Inhalt

Ein Brief aus dem Paradies	7
Das Album	55
Glossar	109

Fine Attraktion in unserem Shtetl war die Pension mit dem ungewöhnlichen Namen »Blauer Drache«. Mit seinen halbrunden Dachziegeln, die aussahen wie Schuppen, und seinen himmelblauen Wänden erschien sie uns Kindern wie ein Zauberdrache; wir glaubten fest daran, dass dieser Drache eines Tages die Fensterlädenflügel schwingen, sich erheben und in weite Fernen davonfliegen würde.

Geführt wurde die Pension von unseren Verwandten – Onkel Jefim und Tante Riwa. Tante Riwa war die Cousine meiner Mutter und in unserer Familie das, was der »Blaue Drache« für unser Shtetl war, nämlich eine Attraktion. Tante Riwa war unsere Haggada. Zu jedem Anlass, für jeden Tag hatte sie eine spezielle Geschichte oder ein Märchen parat.

Kaum tauchte zum Beispiel ein neuer Gast in der Pension auf, schon folgte am nächsten Sonntag die Geschichte von der Zubereitung des Draches-Borschtschs (Draches war Tante Riwas

Mädchenname). Wir alle, nicht nur die Gäste, sondern auch Freunde und Verwandte, versammelten uns am großen Esstisch – das war Tradition, das gemeinsame Essen am Sonntag –, und die Tante erläuterte die Feinheiten der Zubereitung ihres Spezialgerichts.

»Ukrainischer Borschtsch«, begann sie, »ist aus Schweinefleisch gekocht und wird gegessen mit Schmand, unseren Draches-Borschtsch aber, wie ihr verstehen werdet, isst man ohne Schmand, und gekocht wird er auch ganz anders: aus Gans und Rinderbrust. Außerdem braucht man dazu«, die Tante hob die Hand und zählte auf, wobei sie die Finger zurückbog, »Kartoffeln, Möhren, Kohl, Zwiebeln, rote Bete, ein wenig Hirse, Knoblauch und unbedingt – das ist die Hauptsache! – eine oder zwei scharfe rote Paprikaschoten. An die Paprikaschoten müsst ihr immer denken!«, belehrte sie den neuen Gast, »sonst ist das nicht unser Draches-Borschtsch, sondern etwas ganz anderes. Vielleicht essbar, aber nicht das Rechte.«

Natürlich kannte jeder in der Familie das Rezept von Tantchens Borschtsch auswendig, dennoch saßen alle brav und manierlich da. Selbst die Kleinsten zappelten nicht mit den Beinen, sondern lauschten still der Lektion, die Hände auf dem Schoß. Wir schwiegen, und der Neue ließ sich einweihen in die Feinheiten und Geheimnisse von Tantchens Küche – oder tat zumindest so.

»Die Zubereitung eines jeden Borschtschs, schon gar die des Draches-Borschtschs, muss ich euch sagen, das ist Geduld und eine Kunst«, verkündete die Tante im Verschwörererton, als plaudere sie ein Staatsgeheimnis aus. »Was meint ihr, warum Geduld und warum eine Kunst?«, wandte sie sich in erster Linie an den neu hinzugekommenen Gast. Dieser wusste das meist nicht, also erklärte die Tante: »Die Zubereitung von Draches-Borschtsch ist Geduld und eine Kunst, weil man nicht nur einen Berg Gemüse putzen muss, nein, man braucht auch ein Gefühl, wann der Topf wieder herunter muss vom Herd. Und nun sagt

mir, was ist Feuer?« Die Tante ließ ihren Blick über die am Tisch Sitzenden schweifen, überzeugte sich, dass alle, auch wir Kinder, noch immer zuhörten und niemand vor Hunger vom Stuhl gefallen war, und sprach befriedigt weiter: »Feuer ist ein Drache. Und der Umgang mit einem Drachen erfordert Geschick. Man muss genau wissen, wann man zu ihm sagen muss: ›Ach, mein Lieber, brenne nur mit halber Kraft‹ oder aber: ›Danke für die Hilfe. Jetzt ruh dich aus, mein Lieber‹, um dann ungesäumt den Topf herunterzunehmen. Man darf auf keinen Fall den richtigen Moment verpassen. Man kann nicht auf die Minute genau sagen, wie lange der Borschtsch kochen muss. Pardon, aber das ist einfach unmöglich. Hier müsst ihr euch auf eure Intuition verlassen, sonst zerkocht das Gemüse: Die rote Bete schmeckt nicht mehr nach roter Bete, die Kartoffel nicht mehr nach Kartoffel. Ein Borschtsch ist schließlich kein Püree! Der echte Draches-Borschtsch«, sprach die Tante, »der ist wie unsere Pension.«

»Schaut euch dieses Foto an.« Onkel Nathan zeigte auf eine vergilbte Aufnahme. »Hier, der Mann mit dem Koffer, neben dem Beamten in Uniform. Das habe ich auf dem Petersburger Bahnhof aufgenommen. Wie der Beamte heißt, weiß ich nicht, aber mit dem Besitzer des Koffers habe ich mich anschließend angefreundet. Er war Handlungsreisender, darum der riesige Koffer. Aber nicht der Koffer ist wichtig, sondern sein Besitzer. Ich sage euch, so geistreiche Menschen wie ihn habe ich selten getroffen. Er hieß Chaim Kaplan, und vieles, was ihm auf seinen Reisen widerfahren ist, wurde später zu Anekdoten, die in ganz Galizien und Litauen erzählt wurden. Überhaupt will ich euch sagen: Jede jüdische Anekdote beruht auf einer wahren Geschichte über reale Menschen, und viele dieser ›historischen Personen‹ habe ich gut gekannt.« »Und darum nennt ihr dieses Album das ›Historische‹«, sagte ich, und Onkel Nathan lobte mich: »Kluger Junge, richtig!«

Dann blätterte er rasch ein paar Seiten weiter, und wir schauten uns das Foto eines von Kindern umringten Melammeds an.

»Der Mann in der Mitte ist der Melammed Moische Kantorowitsch«, erläuterte Onkel Nathan (dieser Melammed gehörte zu den Lieblingshelden seiner Anekdoten), »und links und rechts von ihm, das sind seine Schüler. Der Lockenkopf hier hieß Itzig. Hier rechts, das ist Chaimunja. Und neben Chaimunja, ein Stück hinter ihm, steht Arontschik. Dieser so still aussehende Arontschik setzte dem Melammed ganz besonders mit Fragen zu. Einmal fragte er ihn: ›Rebe, was ist besser, eine reiche Bar-Mizwa oder ein reiches Begräbnis?‹ Darauf antwortete der alte Melammed: ›Von der Höhe meiner Jahre kann ich dir sagen, Arontschik: Eine reiche Bar-Mizwa ist besser, denn dann kann man noch hoffen auf ein reiches Begräbnis. Hat man aber ein reiches Begräbnis, kann man nicht mehr hoffen auf eine reiche Bar-Mizwa.‹

Ein anderes Mal fragte Arontschik den Melammed: ›Rebe, was würden Sie tun, wenn Sie so reich wären wie Baron Rothschild?‹ Darauf seufzte der Melammed nur: ›Ach, Arontschik, ich würde mit diesem Problem schon irgendwie fertig werden. Überleg lieber: Was würde Baron Rothschild tun, wenn er so arm wäre wie ich?‹«

Geschichte folgte auf Geschichte, Anekdote auf Anekdote, und wir lachten Tränen.

Von den Fotos schauten uns bärtige alte Männer mit dicken chassidischen Pelzmützen an, schwarzäugige, vollbusige schöne Krämerinnen und ihre schwächtigen Ehemänner, junge Bräute und nicht sehr junge Bräutigame, ein fröhlich lächelnder Schadchen und ein streng blickender Schutzmann. Auf jeder Seite neue Gesichter, Helden neuer Legenden und Anekdoten.

Diese Geschichten zogen sich manchmal bis spätabends hin, und ich schlief am Tisch ein. Onkel Nathan trug mich ins Bett und half mir beim Ausziehen.

Nachts, im Traum, flog ich mit den Helden von Großvaters und Onkel Nathans Geschichten, sprach mit dem geheimnisvollen Sternenverkäufer und dem weisen, fröhlichen Melammed, träumte von Musikanten, gewitzten Handlungsreisenden und Zaddiks, die über Wasser liefen, als wäre es fester Boden. Ich träumte, ich sei auch Fotograf geworden und fotografierte Robespierre, der uns zu Pessach besuchte. Robespierre sah aus wie unser Cholmsker Nachbar, der Tatare Selim. Der schnauzbärtige, schmaläugige Robespierre-Selim saß neben Großvater, sie tranken Wein, aßen Matze dazu und sangen. Ich war sieben Jahre alt. Meine Träume waren lustig. Ich lachte im Schlaf und weckte Mama mit meinem Lachen. Mein Leben war schön, einfach und glücklich.

Am 22. Juni begann der Krieg.

Einige Tage nach Kriegsausbruch holte mein Vater uns aus Pachomowka ab. Sein Werk wurde nach Barnaul evakuiert, und er fuhr mit. Man hatte ihm im Zug Plätze für seine Familie reserviert.



Wir fahren mit Papa. Großvater und Großmutter fahren mit uns. Onkel Nathan und Tante Fanja wollten nicht weg.

»Ihr könnt ruhig alle fahren«, sagte Onkel Nathan zu Papa, »aber Fanja und ich bleiben hier. Weißt du, warum? Weil wir friedliche alte Leute sind. Fern von aller Politik. Wo sollen wir schon hin? Und dann, verstehst du, wie könnte ich mein Atelier, meinen Fotoapparat, meine Alben verlassen? Das ist doch mein schöpferisches Laboratorium. Nein, das ist ausgeschlossen. Und überhaupt – ich glaube eurer bolschewistischen Propaganda ehrlich gesagt kein Wort. Das alles ist eine große Lüge. Während des Bürgerkriegs haben die Deutschen als Einzige keine Pogrome veranstaltet. Die Roten haben es getan, die Weißen, die Petljura-Leute – alle. Nur die Deutschen nicht. Als Fanja Typhus hatte, was meinst du, wer ihr Medikamente gegeben und ihr das Leben gerettet hat? Ein deutscher Militärarzt. Warte, ich zeige ihn dir.«